



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

IV. Kap. Mangel an Trieben.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49788](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49788)

3) Ob wir der Leidenschaften entbehren können, vermöge anderer Triebe, die sich bei dem Menschen finden? und

4) Ob alle Triebe einander das Gleichgewicht halten können, so daß immer einer die Ausschweifungen des andern verhindere?

Wenn es sich nun finden sollte, daß alle diese Fehler und Irrungen unvermeidlich wären, so entstünde daraus, daß das moralische Uebel unvermeidlich wäre.

IV. Kapitel.

Von dem Mangel an Trieben.

I. Artikel. Die Menschen können nicht alle gleiche Triebe haben.

Es ist richtig, daß manche Menschen, in Vergleichung mit andern, ganz ausnehmend schwache Triebe haben. Was Andre mächtig erschüttert, rührt sie nicht. — Diese sind die Kaltblütigen. Nicht minder gewiß ist es, daß selten ein Mensch, und vielleicht gar keiner ist, dessen Triebe in allen Umständen zureichen, ihn zur Ausübung seiner Pflichten zu ermuntern. Das ist ein großes Uebel, denn
dadurch

dadurch wird viel Gutes versäumt — wir wollen sehen, ob, und wie demselben abzuhelpen sey.

1) Ob es möglich sei, daß alle Menschen gleich starke Triebe haben, will ich nicht untersuchen; meine Kräfte reichen dahin nicht. Es ist nicht so, also kann es wol nicht so seyn. Und dann, da die Welt nach allgemeinen Gesetzen regiert wird, da diese allgemeinen Gesetze das Daseyn und die Kräfte eines jeden Wesens bestimmen — da diese Gesetze, und die Wirkungen der Kräfte in der Welt, durch die verschiedenen Gegenstände, auf welche und mit welchen sie wirken, modificirt werden; so kann es nicht anders seyn, als daß die Wirkungen dieser Kräfte, das heißt, das Daseyn und die Kräfte aller Wesen, sehr verschieden seyn müssen. Folglich können nicht alle Menschen gleich seyn.

Ja, wenn die Gottheit jedesmal mit ihrer schöpferischen Macht dazwischen käme, und jedes Individuum, ohne Rücksicht auf Umstände, bildete und bestimmte — dann könnten alle Menschen gleich seyn. Warum dieses die Gottheit nicht thut, werden wir in der Folge untersuchen.

2. Artikel. Die Menschen müssen nicht immer gleiche Triebe haben.

Wenn auch alle Menschen gleich wären, was hätten wir gewonnen? Es wäre ja nicht einmal gut, daß ein und derselbe Mensch sich immer gleich wäre, daß die Triebe bei ihm immer gleich stark wirkten. Die Umstände, die Pflichten sind sich ja nicht immer gleich, fordern ja nicht immer eine gleiche Anstrengung. Soll der Vater mit eben der Anstrengung seinem Sohne ein Vergehen vorhalten, mit welcher er denselben aus dem Wasser, mit Gefahr für sein eigen Leben, reißt? Soll der Mensch seine täglichen Geschäfte mit der Hitze verrichten, mit welcher er zu einer Feuersbrunst eilt? Also müssen die Triebe nicht immer gleich seyn, gleich wirken.

Eben so ist es mit den verschiedenen Menschen. Der Eine ist berufen, seine Gesundheit und sein Leben in dem Dienst des Vaterlandes zu wagen; der Andre, mit Selbstverlethnung, mit Hintenansehung seiner Ruhe, seiner Vortheile, seines Vermögens, für das Wohl und die Sicherheit der Bürger zu sorgen; ein Dritter ist berufen, Holz zu fällen. Sollen diese Alle gleiche Triebe haben? Alle von denselben Kräften beseelt seyn? Man setze diese Kräfte
auf

auf den mindesten Grad — so verbleiben tausend nützliche Geschäfte, die wichtigsten Pflichten werden versäumt. Man setze sie auf den höchsten Grad — so verbleiben alle kleine Geschäfte, die nötigsten Dinge geschehen nicht. Der erhabne Geist, mit mächtigen Trieben beflügelt, wird den Pflug und die Holzart nicht führen wollen, und wir werden weder Korn noch Brennholz haben.

Es müssen also Kräfte in einem mindern Grade, ja in unendlich vielen mindern Graden da seyn. Also ist diese Schwäche der Triebe nothwendig, unentbehrlich. Bei den verschiedenen Verhältnissen des Menschen ist die Schwäche eben so nötig, als die Stärke. Vielleicht ist erstere noch ungemein brauchbarer, als letztere. Die allgemeinste Nutzbarkeit besteht nicht in dem Großen und Heftigen, sondern in der Mittelmäßigkeit. Wir brauchen mehr Holzhauer und Tagelöhner, als Minister.

3. Artikel. Der Mangel an Trieben ist an und für sich unvermeidlich.

Die Triebe können nicht unendlich stark seyn. Unter der Unendlichkeit aber kan jeder Grad, wenn er noch so hoch ist, mangelhaft werden; denn es können sich Vorfälle ereignen,

zu welchen sie nicht zureichen. In der strengsten Metaphysik ist also der Mangel unvermeidlich.

Die Triebe müssen oftmals einander widerstehn, und sich wechselsweise beschränken. Furcht, Schaam, Religiosität, Ehre, z. B. müssen oft die Habsucht, die Begierde, den Zorn, die Lust zurück halten. Wie ist es möglich, daß zwei gleich starke Triebe einander besiegen?

4. Artikel. Starke Triebe sind auch schädlich.

Starke, herrschende Triebe und Leidenschaften erzeugen, ohnerachtet der einschränkenden Gefühle, unsägliches Unheil. Was wäre es dann, wenn jeder Trieb, jede Leidenschaft unbeschränkt wäre?

„Ja, nur die guten Triebe sollen stark seyn, die bösen hingegen schwach, und, wo möglich, sogar verschwinden.“

Sehr gut, wenns — möglich ist! Die Erfahrung lehrt uns, daß, wo ein Trieb stark ist, alle Triebe gleich stark wirken, die guten und die bösen. Und wie? wenn die guten und bösen Triebe im Grunde eins sind, und nur durch ihr Verhältniß mit ihrem Gegenstande gut oder böse werden? Alle Triebe sind Zweige der Selbstliebe, und haben keine andre Kraft, als die sie von ihrem

IV. Kap. Mangel an Trieben. 4. Art. 2c. 53

ihrem Stamm erhalten. Ist nun dieser stark, so werden jene auch stark seyn; und dann werden sie jeden Gegenstand, den rechten und den unrechten, mit gleicher Kraft ergreifen; d. h. Gutes und Böses in gleichem Grade bewirken. Z. B. die Ehre — ein vortreflicher Trieb, so lange er auf solche Gegenstände, die das Wohl des Menschen befördern, gerichtet ist. Wenn er aber auf schädliche Gegenstände sich verirrt, so erzeugt er Duellisten, Alexandre und Cromwels.

Religiosität und Habsucht scheinen einander, so sehr als möglich, entgegengesetzt zu seyn. Beide sind doch im Grunde ein Gefühl, und sind nur durch ihren Gegenstand unterschieden. Beide sind der Wunsch, die Begierde nach Glückseligkeit. Das Einzige, worin sie von einander abgehn, ist, daß die Religiosität die Tugend, die Gnade Gottes, die Ewigkeit, als das größte Glük ansieht; und daß die Habsucht eben dieselbe Zufriedenheit in dem Besiz der irdischen Güter sucht.

Gesezt nun, ein sehr religiöser Mann verfällt, durch irgend eine traurige Erfahrung, durch eine Irrung seines Verstandes, auf Zweifel an den Verheißungen der Religion, und auf den Gedanken, daß man nichts mehr aus der Welt davon tragen kann, als was man genossen hat — Dieser Mann wird gewiß mit

eben der Begierde auf Habsucht oder Wollust verfallen, als er vorhin die Religion ergriff. Seine Leidenschaften werden im genauesten Verhältnis mit seinem vorigen Eifer stehn. Man hat ja schon mehrmals gesagt, daß die Liebe zu Gott und die Buhlerei verschwistert wären; und daß von einer zur andern nur ein Schritt ist.

Wer also dem Menschen mehrere und stärkere Triebe wünscht, wünscht ihm, ohne es zu wissen, mehr Ausschweifungen, mehr Unglück, mehr Unruhe und Zwissigkeiten. Ist man damit zufrieden?

„Die Vernunft soll aber die Triebe beherrschen!“ Sie soll —! aber es geschieht „nicht! — ob es geschehn kann, werden wir in der Folge untersuchen.

Also — der Mangel an Trieben ist durchaus unvermeidlich. Ja, es wäre das größte Unglück, wenn alle Menschen starke Triebe hätten. Das Auslassungsübel also, das aus dem Mangel an Trieben entsteht, ist nicht, ist in keiner denkbaren Reihe von Dingen abzuwenden.